

HANSER

Leseprobe

John Palfrey, Urs Gasser

Generation Internet

Die Digital Natives: Wie sie leben - Was sie denken - Wie sie arbeiten

Übersetzt von Franka Reinhart, von Violeta Topalova

ISBN: 978-3-446-41484-6

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-41484-6>

sowie im Buchhandel.

Einst war das mit der Identität eine ziemlich eindeutige Sache. Stellen wir uns einmal eine 16-Jährige vor ein paar Jahrhunderten im Agrarzeitalter vor, die höchstwahrscheinlich in einem abgelegenen Dorf lebte. Dieses Mädchen besaß zwei Arten von Identität: eine persönliche und eine soziale. Ihre *persönliche* Identität ergab sich aus den Eigenschaften, die sie einzigartig machten, d. h. ihren Charaktermerkmalen, den spezifischen Interessen und den bevorzugten Tätigkeiten, denen sie nachging. Auf der anderen Seite trugen Verwandte, Freunde, Nachbarn und alle übrigen Personengruppen, denen sie angehörte, zu ihrer *sozialen* Identität bei. Diese zweite Form der Identität wurde davon bestimmt, wie sie in ihrem unmittelbaren Umfeld auftrat und von diesem wahrgenommen wurde. Durch ihre Kleidung, ihre Art zu sprechen und mit ihren Nachbarn und Verwandten umzugehen, verlieh sie ihrer Identität Ausdruck.

Diese Identitäten waren nicht komplett statisch. Die 16-Jährige konnte ihre persönliche Identität in vielerlei Hinsicht nach Belieben verändern – indem sie anders auftrat oder neue Gewohnheiten und Interessen entwickelte. Und indem sie sich mit anderen Menschen zusammentat, ihre sozialen Beziehungen neu gestaltete und dergleichen, konnte sie auch manche Aspekte ihrer sozialen Identität ändern. Doch trotz aller Bemühungen hatte sie ihre soziale Identität nie ganz unter Kontrolle; der Status ihrer Familie, der Klatsch in der Nachbarschaft und andere von ihr nicht zu beeinflussende Faktoren wirkten sich ebenfalls auf ihre soziale Identität aus. Namentlich auf lange Sicht war eine Veränderung ihrer Identität durchaus möglich. Wichtige Ereignisse im Leben wie beispielsweise Heirat, die Geburt eines Kindes, Lebenskrisen oder -erfolge beeinflussten fast zwangsläufig auch ihre soziale Identität. Allerdings behielten die anderen

Dorfbewohner möglicherweise auch die vorherige Version ihrer Identität im Hinterkopf.

Beabsichtigte dieses Mädchen indessen, Teile seiner sozialen Identität schnell zu ändern – oder sogar völlig abzulegen –, musste es die Grenzen seiner kleinen Gemeinschaft verlassen. Falls es lediglich ins Nachbardorf umzog, waren dort bestimmt immer noch einige Leute, die sie kannten oder über andere von ihr gehört hatten. Sicher würden sich manche daran erinnern, wie sie zuvor aufgetreten war, und wussten Geschichten über sie zu erzählen. Allerdings wurden diese Geschichten damals nur mündlich weitergegeben; zu jener Zeit gab es kaum dauerhafte, verlässliche Aufzeichnungen über Einzelpersonen. Dennoch, Gerüchte und Geschichten machten auch damals die Runde.

Wollte sich das Mädchen umfassend verändern, musste es also weit wegziehen – beispielsweise in eine andere Stadt, deren Einwohner mit den Bewohnern ihres bisherigen Wohnortes kaum in Kontakt standen. Wenn sie nur weit genug fortging, konnte sie ihre alte soziale Identität komplett ablegen. Im Agrarzeitalter war es noch möglich, zu verschwinden und die Brücken zu Freunden und Verwandten für immer abzubrechen.

Solcherart schwerwiegende Veränderungen im sozialen Bereich wurden mit Beginn des industriellen Zeitalters wesentlich schwieriger. Verschiedene Faktoren wie neuartige Verkehrsmittel, höhere Lebensstandards, Konsumbedürfnisse und Verstärkung erleichterten es den Leuten zwar erheblich, einzelne Elemente ihrer Identität zu variieren. In einer Stadt im 19. Jahrhundert standen einem Stadtmädchen dazu mehr Möglichkeiten zur Verfügung als in einem mittelalterlichen Dorf: Sie konnte in ein anderes Stadtviertel umziehen, sich besser kleiden, die Kirchgemeinde oder ihre Bekanntschaft wechseln, sich nur für kurze Zeit an einem Ort niederlassen, in ihre Lieblingsgegend zurückkehren usw., und dabei immer wieder ihre persönliche Identität anpassen.

Doch im industriellen Zeitalter war es für eine 16-Jährige schwieriger als je zuvor, ihre soziale Identität unter Kontrolle zu behalten. Einerseits konnte sie sich nun in einer Großstadt in der Menge verstecken. Doch andererseits kam sie im Alltag auch mit weit mehr Menschen in Kontakt und knüpfte Bezie-

hungen zu ihnen, als es in einer ländlichen Umgebung möglich war. Infolgedessen war sie einer erheblich größeren Zahl von Menschen bekannt, die ihre Identität sowohl formten als auch verfolgten, während sie ihrem Tagwerk nachging. Die Entstehung des modernen Verlagswesens (z. B. Tageszeitungen), die Entwicklung neuer Aufzeichnungsverfahren (z. B. Fotografie) und die Einrichtung moderner Verwaltungen (z. B. Behörden, die Einwohnerverzeichnisse führten oder amtliche Formulare für die Durchreise verlangen) erhöhten den Beständigkeitsgrad ihrer Identität. Als Resultat dieser Entwicklungen war sie weitaus weniger als im Agrarzeitalter in der Lage, ihre Identität komplett neu zu erschaffen. So konnte schon ein Foto, das sie vielleicht in Kellnerinnenuniform in einem Hotelrestaurant zeigte, in ihrer Identität dauerhafte Spuren hinterlassen. Wenn sie von einem Ort zu einem anderen ziehen musste, war ihr Umzug mit höherer Wahrscheinlichkeit (oder sogar ziemlich sicher) aktenkundig und, dank Postwesen und gesteigener Mobilität, konnten Belege für ihre neue Identität zu ihren vorherigen Wohnorten zurücktransportiert oder -gesendet werden.

Das Internetzeitalter, in dem die Digital Natives aufwachsen, bringt nunmehr eine weitere große Veränderung mit sich, was Aufbau und Gestaltung der eigenen Identität betrifft.¹

Die persönliche Identität einer 16-Jährigen im digitalen Zeitalter unterscheidet sich in mancherlei Hinsicht nicht grundlegend von ihrem Pendant in früheren Zeiten. Nach wie vor drückt sie sich durch ihre Charaktereigenschaften, Interessen und Tätigkeiten in ihrem realen Umfeld aus – zumindest teilweise. Falls sie den meisten jungen Leuten in vernetzten Gesellschaften gleicht, ist für sie die digitale Umgebung lediglich eine Erweiterung ihrer physischen Welt. Der Umstand, dass ein Teil ihres Lebens in digital vermittelten Formen stattfindet, hat selbst keinen großen Einfluss auf ihre persönliche Identität. Sie mag von sich aus mehr oder weniger Interesse an digitalen Aktivitäten haben, aber die Auswirkungen solcher Vorlieben sind eher gering. Es mag einen Unterschied darin geben, wie sie ihre Charaktereigenschaften im Internet zum Ausdruck bringt, im Wesentlichen aber wird ihre persönliche Identität wahrscheinlich nicht grundlegend anders sein, als dies in einer früheren Epoche der Fall gewesen wäre.

Indessen kann die heutige soziale Identität eines 16-jährigen Mädchens sich potenziell deutlich von der im Agrar- oder Industriezeitalter unterscheiden. Im digitalen Zeitalter lässt sich ihre soziale Identität möglicherweise durch die Personen beschreiben, mit denen sie auf für Außenstehende jederzeit einsehbare Weise verkehrt – über Verbindungen in Social Networks wie MySpace, Facebook, Bebo oder studiVZ bzw. über Links in ihrem Blog zu den Blogs anderer. Umgekehrt können die Handlungen ihrer Freunde und deren veränderlicher Status ihre Identität und ihren Status für Dritte nachvollziehbar beeinflussen. Während sie nun die Möglichkeit hat, viele Bereiche ihrer persönlichen Identität ganz schnell und unkompliziert zu modifizieren, verringert der Vernetzungseffekt des digitalen Zeitalters – paradoxerweise – ihre Fähigkeit, die Wahrnehmung ihrer Identität durch andere, d. h. ihre soziale Identität, unter Kontrolle zu haben. Und obwohl sie nun im Netz mit mehreren Identitäten experimentieren kann, mag sie heute durchaus stärker an eine Einzelidentität gebunden sein, als es in einem früheren Zeitalter der Fall gewesen wäre.

Natürlich verändert das Internet nicht alles grundlegend. So hat sich der Begriff der Identität durch das Internet nicht entscheidend verändert. Ebenso sind nicht sämtliche seiner Auswirkungen für uns gänzlich neu oder unbekannt. In gewisser Weise ähnelt das Wesen der Identität im Internetzeitalter also dem in unserer agrarischen Vergangenheit. Persönliche Identität bleibt weitgehend das, was sie einst war. Und sogar die erhöhte Dynamik hinsichtlich der sozialen Identität im Internetzeitalter birgt noch immer bestimmte Parallelen zu den Veränderungsprozessen der Vergangenheit.

Aus Sicht eines Digital Native zerfällt seine Identität nicht in eine Online- und eine Offline-Identität oder in eine persönliche und eine soziale Identität. Weil diese Identitätsformen simultan existieren und so eng miteinander verbunden sind, unterscheiden Digital Natives so gut wie nie zwischen der Online- und der Offline-Version ihrer selbst. Sie errichten und kommunizieren ihre Identitäten zeitgleich in der realen Welt (die 16-Jährige könnte beispielsweise eine groß gewachsene

Amerikanerin irischer Abstammung sein) und in der digitalen Welt (wo sie mit ihrer Selbstdarstellung experimentieren kann, von subtil bis radikal, und wo ihre verschiedenen Darstellungen ihre Gesamtidentität bilden).

Heute kann sich eine 16-Jährige jederzeit eine neue Identität schaffen und in eine neue Online-Umgebung wechseln, wo niemand sie kennt, zumindest eine Zeit lang. Sie könnte sich bei einer anderen Online-Community ein Profil anlegen, und sich darin völlig anders darstellen, als sie sich in der Realität präsentiert. Sie könnte sich in einer virtuellen Welt auch einen Avatar zulegen, z. B. bei Gaia, Club Penguin oder in einer Spielumgebung wie World of Warcraft, und damit eine Identität ausprobieren, die in keinerlei Verbindung zu einer ihrer bisherigen Identitäten steht. Man müsste sich schon sehr intensiv mit ihr befassen, um diese unterschiedlichen Identitäten miteinander in Zusammenhang zu bringen. Solcherart könnte sich das Mädchen immer wieder neu erfinden – ohne ihr Heimatdorf oder auch nur ihr Zimmer zu verlassen. Und sie muss diese Identitäten nicht schrittweise verändern, sondern kann diese quasi in einem Tag erschaffen und parallel ausprobieren.

Als Digital Native verändert eine 16-Jährige nahezu ständig Bereiche ihrer persönlichen und sozialen Identität. Sie aktualisiert ihre Erscheinung immer wieder, sei es in der Realität oder online. Sie ändert regelmäßig ihr Foto auf ihrer Seite bei Facebook, Orkut oder studiVZ, genauso wie sie immer wieder neue Klamotten oder Frisuren ausprobiert. Sie veröffentlicht nächtliche Grübeleien in ihrem Blog oder lädt ein neues Video auf YouTube hoch (am kreativsten Ende des Spektrums). Sie ergänzt (oder löscht manchmal) Freunde oder ganze Profile von sich. Einige der digitalen Bestandteile ihrer Identität ändern sich auch unter den Händen anderer, da ihre Freunde regelmäßig Inhalte in digitalen Netzwerken posten, die im Zusammenhang mit ihrem Namen stehen.

Identitätsbildung der Digital Natives unterscheidet sich somit hinsichtlich Experimentiermöglichkeiten sowie der Art und Weise ihres Ausdrucks – z. B. mittels Blogs oder YouTube – von jener der vordigitalen Generation. Die neuen Formen, mit welchen Identität ausgedrückt wird, wirken auf Eltern und

Lehrer oft befremdlicher, als sie es tatsächlich sind. Untersuchungen zur Herausbildung von Online-Identitäten verweisen immer wieder darauf, dass junge Leute, ob sie nun Digital Natives sind oder nicht, ihre persönliche und soziale Identität trotz der beschriebenen Veränderungen online eher so zum Ausdruck bringen, wie sie es bisher getan haben, d. h. auf eine Weise, die mit ihrer Identität in der Realität vereinbar ist.² Insgesamt eröffnen die erweiterten Möglichkeiten der Identitätsbildung großartige Chancen für die Persönlichkeitsentwicklung. Gleichzeitig sind aber auch die Sorgen vieler Eltern und Lehrer ernst zu nehmen, die auf die Risiken hinweisen, die mit den neuen Formen der Identitätsbildung und des -ausdrucks einhergehen.³

Es wäre jedoch zu einfach zu sagen, dass das Internet lediglich eine Verstärkung jener Trends darstellt, die sich im Industriezeitalter herauszubilden begannen. Vielmehr ist hier etwas wirklich Neues im Gange: Die Nutzung der neuen technischen Möglichkeiten durch die Digital Natives (die Fähigsten unter den vernetzten Jugendlichen) führt zu einer Veränderung unseres Identitätsverständnisses. Die Veränderungen hinsichtlich der sozialen Identität sind dabei weitaus größer als in Bezug auf die persönliche Identität.

Einer 16-Jährigen stehen für kleinere Modifizierungen ihrer Identität zahlreiche Möglichkeiten zur Verfügung. Einzelheiten einer Online-Identität kann sie im Laufe des Tages im Handumdrehen anpassen. Für sie ist es nichts Ungewöhnliches, das Foto oder die Fotos auszutauschen, die Bestandteil ihres Profils in einem digitalen Netzwerk oder ihrem Blog sind. Seltener, aber mit größerer Tragweite geschieht es, dass sie ihren Avatar – ein Abbild ihres Gesichts oder auch ihres ganzen Körpers – auf einer Shopping-Plattform wie MyVirtualModel erneuert. Auf einer solchen Plattform kann sie mittels eines Avatars und durch Abbildungen von Kleidungsstücken und Accessoires der ganzen Welt vor Augen führen, wie sie sich kleidet, indem sie ihren Avatar das tragen lässt, was ihr gefällt – oder was sie tragen würde, wenn sie es sich denn leisten könnte. Dieses virtuelle Abbild kann sie dann auf ihrem Weg durch das Internet mitnehmen,

um es in ihren Blog oder ihr Profil in einem Social Network zu stellen und anderen damit zu zeigen.

Ebenso wie Jugendliche es schon immer getan haben, experimentieren Digital Natives sowohl online als auch offline mit verschiedenen Aspekten ihrer Identität. Ein Dauerthema in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Thema Identität ist das der Multiplizität. In einigen soziologischen Theorien wird die Ansicht vertreten, dass Jugendliche mehr als nur ein Ich haben, andere wiederum behaupten, dass diese mehrfachen Darstellungsformen in einem mehr oder weniger einheitlichen Selbstkonstrukt zusammenfließen.⁴ Der gemeinsame Nenner der verschiedenen sich gegenüberstehenden Theorien besteht darin, dass die Menschen oftmals über mehrere Selbstdarstellungen verfügen – jeweils verschiedene Ausprägungen sowohl persönlicher als auch sozialer Identitäten –, die zusammen genommen ihre Identität ausmachen. Bei Zielgruppenuntersuchungen und Befragungen bekannten sich die meisten Digital Natives zu mehrfachen Selbstdarstellungen. Uneinigkeit herrscht allerdings dahin gehend, dass manche der Meinung sind, über eine oder mehrere „Identitäten“ in den ineinanderfließenden Online- und Offline-Welten zu verfügen, während andere von sich sagen, nur eine einzige Identität zu besitzen, die in beiden Umgebungen zum Ausdruck kommt.

Eines der Paradoxe des Internetzeitalters besteht jedoch darin, dass es Digital Natives in der Realität so eng wie noch nie an eine einzige Identität bindet, obwohl sich ihnen mittels all dieser Technik eine nahezu unbegrenzte Palette an Möglichkeiten eröffnet, um sich auf unzähligen virtuellen Plattformen neu zu erschaffen. Das Potenzial diverser Organisationen, sämtliche Online-Bewegungen eines Internetnutzers zu verfolgen und zu registrieren, ist seit dem Beginn des industriellen Zeitalters geradezu explodiert. Das Ausmaß, in dem sämtliche Informationen, die eine Person über sich selbst preisgibt, von einem Ort zum anderen nachvollzogen werden können, wächst immer weiter. Es wird also immer unwahrscheinlicher, dass eine 16-Jährige der Gegenwart einfach in eine andere Stadt ziehen kann, ohne dass die Menschen dort etwas über ihre frühere(n) Identität(en) erfahren, wenn sie sich dafür interessieren.

Junge Leute – aber auch viele andere – nutzen das Internet, um mehr persönliche Informationen als je zuvor mit anderen auszutauschen. Dieser Trend trägt sehr zum Entsetzen vieler Eltern und Lehrer bei, insbesondere dann, wenn die Erwachsenen innerhalb dieses Gefüges wesentlich weniger Zeit online verbringen als ihre Kinder oder Schüler. (Nur um es einmal ganz deutlich zu sagen: Junge Leute sind mit diesem Tun jedoch keineswegs allein. Oftmals geben Erwachsene mehr von sich preis als ihre Kinder, besonders wenn es um die Partnersuche im Internet geht.)

Ein großer Teil dessen, was die Identität von Digital Natives ausmacht, sind Informationen, die bewusst von ihnen in die Welt hinausgeschickt werden. Dies umfasst alles, was sie auf ihre MySpace-Seite oder in ihr Facebook-Profil stellen, ihre Blog-Einträge bei Xanga oder LiveJournal oder ihre auf Photobucket geladenen Bilder. Besonders verwegene Digital Natives drücken ihre Identität auch mittels eines virtuellen Modells aus, das sie auf MyVirtualModel erzeugen und einkleiden und als Extra in ihren Blog aufnehmen. Darüber hinaus stellen sie Videoaufnahmen von sich selbst auf YouTube oder kreieren verschiedene Avatars bei Club Penguin (für die Jüngeren), in World of Warcraft, Second Life (für die älteren, anspruchsvolleren unter ihnen) oder anderen Online-Spielwelten. Auch die Beziehungen, die sie mit anderen Leuten eingehen, die Freunde, die sie in ihrem Online-Netzwerk für sich beanspruchen, gehören zur Identität. Solche Beziehungen können durch die Suche nach anderen Usern mit ähnlichen Interessen geknüpft werden, jedoch ebenso mit in der Realität gewonnenen Freunden gepflegt werden. Die Vielfalt der Möglichkeiten, d. h. die Angebote für Digital Natives, ihre Identität zum Ausdruck zu bringen und zu optimieren, ist wirklich beeindruckend.⁵

Diese bewusst geleisteten digitalen Beiträge zur Identität – in Form von für andere zugänglichen persönlichen Informationen – stehen im Mittelpunkt der sich entwickelnden Identität eines Digital Native. Eine 16-Jährige kann – bis zu einem gewissen Grad – diese Identität sorgfältig gestalten und im Laufe der Zeit modifizieren und Veränderungen einbringen, je nachdem, wie sie wahrgenommen werden möchte. Durch

diese vielen Möglichkeiten sind Digital Natives viel eher als ihre Großeltern bereit, persönliche Informationen auf diese Weise in den öffentlichen Bereichen des Internets mit anderen auszutauschen – sowohl mit Freunden als auch mit Menschen, die ihnen unbekannt sind.

Für Digital Immigrants⁶ stellt genau dies eines der größten Rätsel dar: Was bringt Digital Natives dazu, derart viele Informationen über sich selbst in der digitalen Öffentlichkeit preiszugeben?⁷ *Warum* teilen Digital Natives so viel über sich selbst im Internet mit?

Auf diese (irreführend geradlinige) Frage gibt es keine einfache Antwort. Es finden sich jedoch Hinweise, die man aus verschiedenen Wissenschaftszweigen dazu heranziehen kann: aus Psychologie und Soziologie, aus Evolutionsbiologie und Ökonomie. Jede Menge Wissenschaftler der unterschiedlichsten Disziplinen versuchen zu verstehen, warum Digital Natives Unmengen von persönlichen Informationen ins Netz stellen – alles Mögliche von Handynummern bis zu ihren Urlaubsfotos.

Psychologen haben ein Modell entwickelt, das sie „disclosure decision model“ nennen. Es dient ihnen dazu, zu erklären, warum wohl eine 16-Jährige die Entscheidung (decision) treffen mag, gegenüber anderen so viele Informationen zu offenbaren (disclose). Dem Modell liegt die Annahme zugrunde, dass die Menschen bewusst entscheiden, was sie wem und wie zur Kenntnis geben, und zwar auf Grundlage ihrer Einschätzung des möglichen Nutzens gegenüber den möglichen Risiken. Laut diesem Modell soll die Bekanntgabe persönlicher Informationen – z. B. wenn eine 16-Jährige im Internet über ihre Hobbys informiert oder ihren Wohnort und ihre musikalische Vorlieben mitteilt – dem Erlangen bestimmter Ziele dienen. Zu diesen Zielen und Absichten könnten unter anderem soziale Bestätigung, das Gefühl von Nähe oder die Linderung von Kummer gehören. Es kann sich dabei aber auch um eher nüchterne Aspekte handeln, nämlich darum, Geld oder Zeit zu sparen (z. B. wenn ein Buch online bestellt und per Kreditkarte bezahlt wird), oder auch Vergnügen oder Uneigennützigkeit.⁸

Diesen „disclosure decision models“ zufolge wägen die betreffenden Personen – als rational Handelnde – ab, ob die

Preisgabe von Informationen tatsächlich eine gute Strategie ist, um das jeweilige Ziel in einer bestimmten Situation zu erreichen, und ob der erwartete Nutzen gegenüber den Risiken überwiegt.⁹ Doch die Menschen sind leider nicht ausschließlich rational veranlagt, insbesondere Jugendliche nicht: Es ist daher durchaus möglich, dass Jugendliche prinzipiell die Risiken der Informationspreisgabe unterschätzen. Es gibt keine Daten, die belegen, dass junge Leute, egal ob Digital Natives oder nicht, mehr Informationen offenbaren als andere Menschen, die viel Zeit im Internet verbringen, doch die Risiken, die sie eingehen, sind jedenfalls nicht von der Hand zu weisen.

Für eine 16-Jährige besteht durch die Preisgabe großer Mengen an Informationen bezüglich ihrer persönlichen und sozialen Identität die reale Gefahr, dass diese Informationen über einen langen Zeitraum und in Zusammenhängen, an die sie im Moment gar nicht denkt, für andere zugänglich sind. Je mehr Details sie über sich ins Netz stellt, beispielsweise in finanzieller Hinsicht, umso größer wird für sie das Risiko des Identitätsdiebstahls, einer der inzwischen häufigsten Straftaten der Welt.¹⁰ Bevor sie Informationen zu ihrer Identität offenbart, steht sie vor der nahezu unlösbaren Aufgabe, die Kosten und Nutzen dieser Entscheidung abzuwägen.

Die vernunftorientierten Nutzentheorien haben aber auch Grenzen, wenn es um die Erklärung geht, warum Digital Natives – und übrigens auch ältere Leute – sich dazu entschließen, private Informationen preiszugeben. Solche Theorien können vielleicht erklären helfen, warum Menschen es riskieren, Informationen wie Kreditkartennummern zu offenbaren, um ein Buch zu kaufen. Doch sie sagen nichts drüber, warum Digital Natives so viel über sich in Chatrooms und Internetforen mitteilen – also auf den Internetseiten, die einen großen Teil ihrer Zeit in Anspruch nehmen und die wichtigsten Plattformen ihrer Identitätsbildung darstellen. Hier bietet die Preisgabe von Informationen keinen offensichtlichen „Vorteil“. Stattdessen besteht ein beträchtliches Risiko hinsichtlich der zukünftigen Verwendung dieser Daten durch Dritte.

In solchen sozialen Situationen mag sich die Antwort im Gesetz der Gegenseitigkeit (Reziprozität) finden, das vor allem

in den Sozial- und Neurowissenschaften derzeit näher untersucht wird. Für viele Menschen hat das soziale Leben nunmehr eine wichtige Online-Komponente: Die virtuelle Welt ergänzt und erweitert ihre reale soziale Umgebung.¹¹ Es gibt dabei eine ganze Reihe von Normen für den Austausch von Informationen übereinander und die wechselseitige Gewährung von Zugang zu Informationen über Freunde oder Bekannte, die auch die vielschichtigen Internetrituale regeln.¹² Der Gedanke, dass sie quasi zu einer Gegenleistung verpflichtet ist, wenn jemand einer 16-Jährigen Informationen über sich mitteilt, mag sie dazu bringen, ihrerseits Informationen kundzutun. Dieser Mechanismus ist am ehesten auf den Seiten von Social Networks zu beobachten, wo der Vorgang des sich mit jemandem „Anfreundens“ oftmals damit einhergeht, dass man seinem neuen Freund verstärkt Zugang zu privaten Informationen über sich selbst gewährt.¹³

Junge Leute geben im Internet private Informationen preis, um Vertrauen zu anderen aufzubauen und ihr Offline-Leben zu erweitern. Wenn eine 16-Jährige von einer Freundin per E-Mail eingeladen wird, über Facebook oder studiVZ mit ihr in Beziehung zu treten, wird sie wahrscheinlich nachsehen, wie viele gemeinsame Freunde sie haben. Falls sie dann auf einen größeren gemeinsamen Freundeskreis stößt, wird sie sicher eher auf das Ansinnen der Freundin eingehen. Wenn sich eine Jugendliche im Internet mit jemandem anfreundet, verbürgt sie sich für diese Person, indem sie sie mit ihrem Profil verlinkt. Dieses wechselseitige Ritual führt vom Prinzip her zu kooperativem Verhalten im Internet. Weil die Freundinnen nunmehr öffentlich einsehbar in einem Social Network miteinander verknüpft sind – also ihre sozialen Identitäten miteinander verbunden sind –, wissen sie als Digital Natives, dass ihr Ansehen und das ihrer Freunde auf dem Spiel steht, falls sie sich danebennehmen.¹⁴ Das Öffentlichmachen einer bestimmten Art von Information – die öffentliche Kommunikation über Freundschaften – ist eine Technik zur Eindruckssteuerung und Selbstdarstellung.¹⁵ Die Organisationsstruktur von Social Networks beruht auf diesen Methoden zur Herausbildung von Identitäts- und Vertrauensnetzwerken, und erzwingt sie geradezu.¹⁶